

Halbjahresbericht Beit Uri von Paul-Jasper Dittrich

Schwerpunkt: Persönliche Entwicklung nach sechs Monaten (Behinderten)Arbeit,
WG-Leben und Israel

Einleitung:

Standen in meinem letzten (Dreimonats-) Bericht vor allem die Beschreibung des Ortes Beit Uri und die der täglichen Arbeit im Vordergrund, zusammen mit einigen „touristischen“ Israel-Eindrücken, so soll in diesem nun eine tiefer gehende Reflexion der eigenen Situation zum Ausdruck gebracht werden. Dabei möchte ich zeigen, ob und inwiefern Beit Uri (ich denke, es könnte auch ein anderer Ort sein, aber einige Dinge kann man wohl nur hier erleben) meine Einstellung zu Begriffen wie Arbeit, Freizeit, Selbstständigkeit oder meine Denkweisen über Menschen und ihr Verhalten allgemein verändert hat. Es soll um die Denkanstöße gehen, die ich bis jetzt habe, um Verhaltensweisen, die man kritisieren oder verändern muss und nicht zuletzt um Israel als Land für sehr viele unterschiedliche Menschen, die einen sehr starken Eindruck auf mich hinterlassen haben.

Das fällt mir, vorneweg gesagt, nicht ganz leicht. Ich kann mich nicht erinnern, einen ähnlichen Versuch mit mir selber schon einmal gestartet zu haben und Ich muss mich konzentrieren, um das Wesentliche hervorzuheben. Das Schwierigste ist, dass ich fast nicht anders kann, als eine subjektive Haltung wiederzugeben: ich bin noch mitten drin im Prozess, mitten in der Arbeit, in Israel. Ich kann keine objektive Außenposition annehmen, wie es vielleicht einige Monate nach Beendigung meines Dienstes der Fall sein wird, ebenso fehlt mir jede nüchtern neutrale Betrachtung außerhalb von Beit Uri durch einen Dritten, da alle meine Mitvolontäre mich ja nur kennen, seit ich hier bin, also etwaige Veränderungen schwerlich bemerken können. Man muss diesen Bericht also als einen flüchtigen Gedankenausschnitt lesen, herausgerissen aus einem sich ständig neu definierenden Fluss. So wie wenn ein Fußballspieler, mitten in der Halbzeitpause, noch in Gedanken auf dem Platz, völlig verschwitzt und hechelnd, eine Bewertung der ersten Halbzeit und einen Ausblick auf die zweite abgeben soll, ohne vorher in der Umkleidekabine gewesen zu sein.

Es ist meiner Meinung nach unablässig, erst einmal die grobe Ausgangsposition zu skizzieren, deswegen wird sich der erste Abschnitt um meine Situation vor dem Abflug nach Israel drehen, meine Vorgeschichte, Erwartungen und Ansichten grob umreißen. Der zweite Abschnitt soll sich mit der Arbeit etwas näher auseinander setzen, sowohl in Bezug auf allgemeine als auch konkret auf die Behindertenarbeit und die teilweise Neubelegung dieser Begriffe. Im dritten Abschnitt stehen WG-Leben und die verbundene neue Selbstständigkeit, aber auch Verantwortung im Vordergrund und im vierten schließlich Israel und eine neue Art, über Menschen zu denken. Zu guter Letzt ein kleines Fazit mit Ausblick.

1. Ausgangssituation oder „Der Abiturient aus der Kleinstadt mit Universität“

Die erste Assoziation, die mich mit meiner Heimatstadt Tübingen verbindet und die ich mit meinem damaligen Leben dort habe, ist die einer irgendwie gearteten Idylle. Ich sehe mich in der Sonne am Neckar liegen, nichtstehend und komplett zufrieden mit mir und der Welt. Tübingen ist ein sehr spezieller Ort. Die einzigen wirklichen Arbeitgeber dort sind Universität und Uniklinik, was natürlich auch eine entsprechend gebildete und wohlhabende Einwohnerschaft zur Folge hat.

Industrie und damit verbundene Arbeiterviertel oder dergleichen gibt es schlichtweg nicht. Tübinger sind mit sich und der Welt nicht nur äußerst zufrieden, sie wissen auch ziemlich viel besser als alle anderen, wie man richtig zu leben hat. Es ist eines der Zentren der LoHas, dieser neuartigen soziologischen Gruppe, die sehr gut, gesund lebt, aber auch ein gesundes Umweltbewusstsein hat. Ausdruck davon sind die vielen Biosupermärkte, der grüne Bürgermeister und die jungen erfolgreichen Familien.

Obwohl mich die selbst gerechte Zufriedenheit in den letzten Jahren immer mehr abgestoßen hat, muss ich zugeben, dass ich ihr weitgehend angepasst war und auch relativ oft der Meinung war, ich hätte den Stein der Weisen bereits in den Händen (am Ende wohl gerade wegen meiner ablehnenden Haltung gegenüber der Wohlfühl-Attitüde, die ich irgendwo genauso verkörpere). Ein anderes typisches Merkmal für Tübingen, wenn auch eher aus der liberalen Denktradition des 19ten Jahrhunderts heraus, aber auch davon ist Tübingen geprägt, ist das humanistische Gymnasium, das ich dort besuchte. Mit 500 Schülern ein sehr kleines Gymnasium kann man sich dort eigentlich nur entfalten: Die gesamte Atmosphäre entspannt und locker, ein sehr freundschaftliches Lehrer-Schüler-Verhältnis und irgendwie hat man immer das Gefühl, dass einem nichts etwas anhaben kann.

Lernen und sich anstrengen war für mich sowieso immer nur eher Nebensache und daher habe ich mich mehr mit den Freizeitangeboten meiner Schule beschäftigt. Ich war lange Jahre im Schultheater sehr, aber auch im Chor und in der SMV engagiert, so dass die Schule Teil meiner Freizeit wurde und das hat immer nur mehr zu meiner Ansicht dieser Schule als einer Art Lustwandel-Anstalt beigetragen. Auch das ich neun Jahre Latein und fünf Jahre Griechisch gelernt habe, war und ist für mich etwas sehr schönes, denn man hat wohl nie mehr im Leben die Chance, so lange und intensiv etwas vermeintlich so sinnloses wie tote Sprachen zu lernen. Außerdem war ich der Meinung, alle anderen Sprachen lernt man so von sich aus nebenbei, wenn man sich eben im entsprechenden Land eine Weile aufhält. Kurzum, ich hatte ein sehr sorgloses Leben, natürlich war ich immer recht gut informiert über alle Vorgänge in der großen Welt, aber durch die Kleinstadtbrille erscheint einem alles doch recht eindeutig zu sein und man neigt zu Blicken von herab. In die nahe gelegene Arbeiterstadt Reutlingen fuhr man, wenn dann, zum Klamotten kaufen bei H&M, so was gab es nämlich in der beschaulichen Mittelalter-Altstadt Tübingens nicht. Wenn man dann in Reutlingen war, hatte man auch immer so ein bisschen das Gefühl, etwas Besseres zu sein, man war ja schließlich gebildeter, besser aussehender usw.

Richtig gearbeitet hatte ich bis auf mehrere Zeitungsausträger-Jobs nur während der Ferien bei einem Umzugs-unternehmen, das war zwar äußerst interessant und anstrengend, aber auch nur zwei- bis dreimal die Woche und danach konnte man sich daheim bei den Eltern gemütlich vor den Fernseher setzen. Meine Abiturszeit habe ich, sowie die meisten wahrscheinlich, hauptsächlich betrunken verbracht und auch danach war ich, bis ich mir die Hand brach, hauptsächlich auf Festivals (das Geld dafür hatte ich immerhin selbst verdient) oder in der Disko. Nicht, dass ich nicht schon immer sehr viel nachgedacht hätte über die Menschen und die Welt aber die Idylle in Tübingen raubt einem manchmal jegliche Vorstellungskraft und macht einen träge. Von den normalen Anforderungen des Lebens, den Sorgen der meisten Menschen hatte ich höchstens eine diffuse Vorstellung und der Entschluss, nach Israel zu gehen, war ebenfalls, trotz sehr großem Interesse am Land und der Geschichte, eher eine ad hoc-Entscheidung, ohne zu wissen, auf was ich mich da einlasse oder groß über eventuelle Schwierigkeiten nachzudenken. Ich wusste, ich will das machen und habe mich beworben. Je näher die Abreise kam, desto mehr wurde mir allerdings das Ausmaß des bevorstehenden Lebenswandels bewusst und ich freute mich in gespannter Erwartung, endlich Tübingen, das nicht nur mir, sondern auch allen meinen Freunden von Tag zu Tag kleiner wurde, zu verlassen. Ich erwartete von Israel nicht weniger als ein perfektes Jahr, das mich unglaublich weiterbringen würde. Ich dachte an die unzähligen Möglichkeiten des Zeitvertreibs und an die neue Sprache, die man ja bestimmt so nebenbei lernen würde. Wenn ich über etwas vollkommen im Unklaren war, dann war es die Arbeit an sich, die in meiner Vorstellung

wenig vor kam, weil ich so wenig Ansatzpunkte hatte, an die ich anknüpfen konnte. Summa summarum erschien mir Israel aber, wie gesagt, als Lösung für all meine kleinstädtischen Probleme.

2. Die Arbeit oder „Der Respekt“

Wer in Beit Uri anfängt zu arbeiten, ist am Anfang, so ging es nicht nur mir, sondern auch allen meinen Mitvolos, vollkommen begeistert. Man ist voller Tatendrang, freut sich über all unbekanntes Dinge und möchte jeden Tag voll und ganz genießen. Ich habe den September als großen Euphorie-Monat in Erinnerung. Man kann noch kein Hebräisch und kann sich deswegen mit fast keinem Mitarbeiter unterhalten. Man versteht die Betreuten noch nicht in ihrem Wesen (nicht, dass ich jetzt ein professioneller Pfleger bin, aber man hat immerhin einen kleinen Einblick in die Behindertenarbeit) und alles das spornt einen enorm an, dazu kommt, dass man das ganze Land bis in letzte Detail kennen und verstehen lernen will. Morgens geht man mit großer Freude zur Arbeit, egal wie viel man geschlafen hat in der letzten Nacht (Ich erinnere mich, in den ersten Wochen nie mehr als sechs Stunden geschlafen zu haben) und lernt jeden Tag etwas dazu. Kurz, die Arbeit erfüllt nicht den Zweck des reinen Gelderwerbs (das tut sie in Beit Uri zwar sowieso nie, man wird nur „in Naturalien“ bezahlt, weswegen unsere Arbeit sicherlich nochmal anders einzuordnen ist), sie dient lediglich zur Befriedigung eigenen Wohlgefühls, indem sie einem jeden Tag ein neues Erfolgserlebnis bietet und nicht als wirkliche Arbeit empfunden wird. Dazu kommt, dass es zumindest am Anfang auch überhaupt keine schwere Arbeit war: Morgens im Haus alle bereit machen, frühstücken und danach draußen bei schönem Wetter ein bißchen im Garten herumstochern ist wirklich nicht das gewesen, was ich mir am Anfang unter Arbeit vorgestellt habe.

Ich glaube, es war Mitte Oktober, als man das Land schon oberflächlich kannte, Ivrit radebrechen konnte und routinierte Arbeitsschritte das täglich Neue an der Arbeit langsam ablösten, als sich für mich langsam aber sicher der eigentliche Begriff Arbeit mehr und mehr herauskristallisierte. Sei es, dass man langsam merkte, dass man wohl doch keine Wundertaten mit den Betreuten vollbringen kann, sei es, dass die Sprache nicht im gewünschten Tempo sich erlernte oder man auch einfach von Tag zu Tag müder wurde, die Arbeit wurde zu dem, was sie wohl für die meisten Menschen auf der Welt früher oder später wird: Müder, langweilender Trott am Morgen, einförmig weil ebenfalls routiniert ablaufende Pausen und wenige persönliche Erfolgserlebnisse. Diese Phase hielt bei mir freilich nicht sonderlich lange an, ich sah schnell Möglichkeiten, die Arbeit spannender zu gestalten und die Routine als Chance zu sehen für kleine Projekte, um z.B. mehr Selbstständigkeit mit den Members einzuüben. Ich wurde auch automatisch bescheidener und konzentrierte mich mehr auf Dinge außerhalb der Arbeit.

Nichtsdestotrotz bleibt der Einblick in das, was wohl die meisten bis ungefähr 65 Tagein und tagaus leisten, nämlich an einem irgendwie gearteten Arbeitsplatz sich ähnelnde Geschäfte abzuwickeln, ernüchternd und gewöhnungsbedürftig. Die ganze Dimension kann man sich zwar immer noch lange nicht vorstellen, aber die erste Ahnung ist da. Wer dann auch noch anfängt, mit Familien-Planung oder Ähnlichem gedanklich herum zuspieren, sieht sich schnell, zumindest im Kopf, mit völlig unzumutbaren Hürden und unglaublichen Schwierigkeiten konfrontiert (so ging es zumindest mir). Mit diesen Gedanken, man könnte sie auch den Anfang vom Ernst des Lebens nennen, hatte ich mich zuvor überhaupt nicht abgegeben, aber hier, auf einmal derart mit ihnen konfrontiert, wurde mir schlagartig bewusst, was man natürlich schon immer im Innern irgendwo gefühlt hat: Das neue Leben wird ganz anders sein als das alte Leben mit Schule und Elternhaus, die Herausforderungen sind vielschichtiger und Erfolg und Zufriedenheit wird einem nicht mehr durch einen korrigierten Aufsatz, sondern durch etwas reales und mehr plastisches zuteil. Denn das Arbeit, gerade, wenn sie so freiwillig und im Grunde genommen zwanglos, wie von uns hier in Beit Uri, geleistet wird, etwas durchaus sehr befriedigendes und erfüllendes sein kann, will

ich hier nicht verschweigen, auch das ist etwas, das ich hier schnell gelernt habe. Selten hat man ein so rundum gutes Gefühl mit sich selber, als wenn man nach getaner langer Arbeit sich kurz auf dem Sofa entspannt und selten schmeckt die Zigarette besser.

Bevor ich jetzt aber in einen verklärenden Sprachduktus ver falle, möchte ich noch eine Sache hervorheben, mehr ein Gefühl, das in mir sehr stark geworden ist: ich habe so etwas wie Respekt vor Menschen gelernt, die hart arbeiten. Ich unterhalte mich gerne mit meinen Mitarbeitern über ihre persönlichen Hintergründe und kann doch jedes mal nur so etwas wie Hochachtung und Respekt empfinden für all die allein erziehenden Mütter oder diejenigen, die zu hause noch ihre Eltern pflegen oder Schicht an einem zweiten Platz arbeiten. Es liegt auch eine gewisse Angst in diesem Respekt ob z.B. der Frage, ob ich es wohl jemals einer Nachtschwester gleich tun könnte oder nicht vierzig, sonder sechzig oder mehr Stunden die Woche arbeiten könnte (in Beit Uri ist das bei weitem kein Einzelfall), ohne verrückt oder zumindest trübselig zu werden. Dieser Respekt abstrahiert sich auch auf meine Eltern und Verwandten in Deutschland, deren tägliche Leistung man in naivem, jugendlichen Unverstand selten würdigt, es vielleicht auch gar nicht kann. Bis zu einem gewissen Grad schützt die Unwissenheit eine Weile auch ganz gut vor zu viel Schwierigkeiten.

In jedem Falle bin ich sehr froh, auf diese Art und Weise zumindest teilweise eine wichtige Erfahrung in Richtung eigener Zukunft gemacht zu haben und ich denke, man kann durchaus ohne zu viele Sorgen in diese blicken, auch wenn der neu gelernte Begriff Arbeit darin eine sehr zentrale Rolle spielen wird.

1. WG-Leben oder „Was mein ist, soll auch dein sein“

Meine Vorstellungen, wie unsere Wohngemeinschaft in Beit Uri wohl aussehen würde, waren von Anfang an ziemlich klar umrissen und haben sich, das vorneweg, weitestgehend bestätigt oder meine Erwartungen sogar noch übertroffen: Es sollte lustig sein bei uns, laut und immer etwas los. Man hat seine kleine Privatsphäre und der Rest ist irgendwie Konsens.

Das ich mich mit meinen WG-Kumpanen so sehr gut verstehen würde, war mir irgendwie schon nach unserer ersten längeren Zusammenkunft beim Vorbereitungstreffen in Zierlitz klar geworden, außerdem wollte ich unbedingt möglichst viele Kompromisse eingehen und mich mit meinen Bedürfnissen soweit es geht zurückhalten. Unsere WG ist ja schließlich kein freiwilliger Zusammenschluss Gleichgesinnter, sondern wir sind neun grundverschiedene Individuen mit divergierenden Interessen. Schwieriger stellte ich mir die neu gewonnene Selbstständigkeit vor, Putzen, Waschen, Kochen und Ordnung.

Umso erstaunlicher, dass gerade das am leichtesten zu bewältigen ist. Natürlich hat man jetzt die Freiheit, Wochen lang dreckige Klamotten zu tragen oder sein Zimmer vollzumüllen, aber man tut es vom ersten Tag an nicht. Nicht etwa, weil man sich selber etwas beweisen will, auch nicht, weil man sich im Kopf feste Regeln oder Zeiten festsetzt, wann etwas zu tun ist. Es ergibt sich aus den Umständen heraus, dass man „selbstständig“ wird, man will nicht dreckig sein oder unordentlich, deswegen kümmert man sich (genau, wie man das zu hause eigentlich auch schon getan hat).

Umso mehr hat mich (positiv) überrascht, wie wenig Privatsphäre man eigentlich braucht und wie gerne man alles teilt mit seinen „Schicksalsgenossen“. Das beschränkt sich bei weitem nicht auf räumliche Begebenheiten, sondern geht tief hinein in die gedankliche Ebene eines jeden.

Zentraler Ausdrucksort des Ganzen, ist, wie wohl in fast jeder WG auf der Welt, der gemeinsame Essens- und Gemeinschaftsraum. Dort sind immer mindestens zwei oder drei Vertreter der WG anwesend, mal kollektiv in Lektüre versunken, mal kontrovers disputierend, man hat immer das Gefühl, das etwas los ist. Der Raum absorbiert das Individuum mit all seinen Gedanken und vermengt sie solange mit denen aller anderen, bis ein wohliger Grundkonsens entsteht. Auch in

unserer WG gab es die ersten ein, zwei Monate des vorsichtigen Heran-Tastens an einander, wie weit kann ich gehen, was behagt und was nicht und irgendwo speichert jeder die jeweiligen Stärke und Schwächen der anderen. Danach fängt das große Teilen an.

Im Durchschnitt alle fünf Minuten geht oder betritt jemand unseren gemeinsamen Raum, in der Regel wird jeder der beiden Vorgänge lautstark angekündigt und von den jeweils anderen auf irgendeine Art und Weise quittiert. Eine gute Geschichte hat immer einer zu erzählen und da wir uns alle schon so gut kennen, wird die Geschichte umso lustiger, weil man sie mit dem eigenen Charakterprofil für den anderen abgleichen kann. Man hat das Gefühl, jeder betritt den Raum mit einem gewissen Duft, der noch nach dem Verlassen des Raumes durch die Person im Kopf bleibt. Dadurch wird jeder so ein bisschen wie der andere. Von einem übernimmt man die Vorliebe für amerikanische Sitcoms, ein anderer hat eine so nette Sprechweise, dass man sie nur unbewusst nachahmen kann. Das ganze hat sich längst zu einem WG-Charakter vermengt, dem alle etwas abgewinnen können und bei dem sich keiner ausgeschlossen fühlt. Dieser Grundkonsens, für den ein gewisses Adaptionsvermögen natürlich vorhanden sein muss, ist allerdings auch dringend notwendig, um „das Schiff locker auf Kurs zu halten“. Denn, herauszufinden, wie das Gegenüber beleidigt werden kann, ist wahrlich bei so engem Raum und der vielen Zeit nicht sonderlich schwer. Da wir aber alle längst so viel teilen, kommt es sehr selten zu ernsthaften Beleidigungen. Das bei uns eine gewisse Grundrohheit und -Obszönität herrscht, ist wohl der Tatsache geschuldet, dass wir eine reine Jungs-WG sind, was ich persönlich sehr bedauere.

Natürlich sind auch sämtliche Gegenstände im Aufenthaltsraum Allgemeingut, dass zum Teilen einlädt, aber wichtiger ist meiner Meinung wirklich das Teilen und Mitteilen der Gedanken. Kein Thema ist tabu oder könnte nicht einfach so in die Runde geworfen werden, ohne bereitwillig aufgenommen und kommentiert zu werden. Oft werden unverhohlen eigene Stärken und Schwächen mitgeteilt, ohne, dass es dabei komisch würde.

Die anderen kennen einen ja sowieso schon, also wieso dann nicht auch gleich noch mitteilen, dass man seit drei Tagen nicht mehr geduscht hat oder auf Kommando furzen kann...

Ich glaube auch, dass sich in unserer WG jeder nicht so wirklich ganz ernst nimmt und das ist die Grundlage sowohl jedes Zurückstellens der eigenen Interessen als auch des Humors. Diese Entwicklung hatte ich so nicht für möglich gehalten und ist wohl auch eher eine der Gruppe als eine des Einzelnen.

Sie hilft trotzdem uns und mir persönlich sehr viel weiter, da das Teilen ja auch etwas ist, das allen zugute kommt. Das eigene Zimmer ist dabei wirklich nur der allerletzte Rückzugsort, wenn man absolute Ruhe haben will. Ich denke, dass unsere WG, an dem wir uns alle an unseren Sorgen, Nöten, Ängsten, Freuden und Reisscurrys teilhaben lassen und das ist eine sehr gute Entwicklung, die auch etwas mit der neuen Selbstständigkeit zu tun hat. Denn es gehört auch etwas sehr selbstständiges dazu, sich selbst auf andere ein zu lassen und dabei seine eigene Welt mit der der anderen zu teilen. Ob das aber eine wirkliche Entwicklung ist, gar eine persönliche, kann ich nicht sagen.

4. Leben in Israel oder „Wie ich lernte, die Bombe zu vergessen“

Israel ist das Land des Nahost-Konflikts. Ohne es gäbe es ihn nicht und hätte es ihn in der Form nie gegeben. Die Leidtragenden sind dabei die Zivilisten und das ist eigentlich alles müßig zu erwähnen, weil schon hundertmal vorher gesagt worden, trotzdem war es für mich im Voraus eine der spannendsten Fragen, wenn nicht die spannendste, wie sich dieser Konflikt auf die Bevölkerung des Landes auswirkt, soziologisch wie kulturell. Inwiefern ist er Thema, wieviel Angst haben die Menschen täglich, wie verändert eine ständige verborgene Bedrohung, egal wie real, die Psyche einer großen Gruppe?

Umso erstaunlicher, auch wieder nicht, ist die gelebte Antwort auf diese Fragen, zumindest, soweit ich es bisher erlebt habe: sie besteht in einer ziemlich konsequenten, kollektiven Herauslösung des Konflikts aus dem täglichen Leben und dafür Einbettung in ständige abstrakte Beschäftigung mit der Materie. Obwohl die Auswirkungen des Konflikts bei einem Gang über egal-welche Straße in Israel sofort zu bemerken sind: Von den schwer bewaffneten, allgegenwärtigen und jugendlichen Soldaten einmal abgesehen, kann man keinen Supermarkt oder Busbahnhof ohne Leibesvisitation betreten und ungefähr jeder Zehnte „Zivilist“ scheint eine Pistole im Gürtel zu haben. (Der letzte Attentäter in Jerusalem wurde unter anderem auch von einem Taxifahrer(!) erschossen). Die Zeitungen drucken auf den wichtigen Titelseiten eigentlich nichts, was nicht irgendwie mit dem Konflikt zu tun hat und jeder Raketeneinschlag ist ein Topthema.

Das beeinträchtigt aber die alltägliche Lebenssituation höchstens peripher. Niemand kommt auf die Idee, nicht mehr ins Kino oder Café zu gehen, nur weil man in die Luft gesprengt werden könnte und Kiryat Schmona ist keine Geisterstadt geworden, trotz täglicher(!) Raketeneinschläge vor und während des zweiten Libanonkrieges 2006. Das lässt sich vielleicht einerseits mit einer trotzigem „Jetzt-erst-recht“-Haltung erklären, die dem Feind keine eventuelle Schwäche zeigen will. Aber ich glaube nicht, dass sich die Israelis groß von anderen Menschen unterscheiden (warum sollten sie auch), also werden sie auch nicht alle mutige Frontkämpfer sein, die ihr Leben für eine höhere Ideologie riskieren. Meiner Meinung nach liegt der Grund für den völlig „normalen“ Gesellschaftsumgang, den man aus Europa gewöhnt ist, auch unter den genannten Umständen, einfach an einer Art großem Verdrängungs-Prozess.

Dieser Gedanke ist nicht neu und schon oft geäußert worden, er erscheint mir aber sehr plausibel und mit meinen eigenen Beobachtungen in Einklang zu sein. Man kann nicht sein Leben lang mit dem Wissen der Bedrohung im Nacken leben, deswegen klammert man sie aus dem Alltag aus und lebt so, als wäre nichts. Im abgeschlossenen Bereich des geistigen ist der Konflikt zwar omnipräsent, wird aber auch nur auf geistiger Ebene zu Tage befördert. Diese Einstellung des Verdrängens mutet am Anfang kindlich-naiv an, ist aber meiner Meinung nach Zeugnis großer Reife einer ganzen Gruppe. Denn das Gegenteil dieser Verdrängung wäre die Paranoia und die Massenpsychose, die schnell in irrationale Handlungen ausarten kann, weil sie die Menschen verrückt, die mit Ressentiments und Stumpfsinn daherkommt. Ich will nicht behaupten, dass es das in Israel gar nicht gibt, Wahlerfolge wie der des Rechtspopulisten Avigdor Lieberman oder auch einfach das konsequente Verbot arabischer Radiosender in meinem Haus sind Ausdruck davon, aber es scheint, als ob in den Köpfen vieler die Vernunft noch die Oberhand hätte, was bei der über 60-jährigen Kriegsgeschichte Israels durchaus keine Selbstverständlichkeit ist. Was hat mir diese Beobachtung für meine persönliche Entwicklung gebracht?

Sie hat vor allem mein Vertrauen in die Stärke dieses Landes und seiner Menschen gestärkt (verbunden mit dem Willen, es, so gut es geht, zu unterstützen), aber mir auch eine völlige neue Art menschlichen Handelns und Denkens aufgezeigt, die es in Europa (zum Glück) nicht mehr geben muss. Dass Menschen auch unter sehr schwierigen Rahmenbedingungen so zusammen leben können oder auch nicht, kann ich nur als gewinnbringende Erkenntnis auf mein Menschenbild und auf mich ansehen. Leben in Israel heißt, (etwas) gefährlicher zu leben als in allen ähnlichen Gesellschaften und kann trotzdem etwas sehr schönes sein. Das werde ich mir, aufs allgemeine übertragen, dass man nämlich auch mit Konflikten, egal wie schwer sie sind, leben kann, wohl zu Herzen nehmen.

5.Fazit oder „What ever“

Wie schon zu Anfangs erwähnt, kann dieser kurze Bericht nicht meine ganze persönliche Entwicklung bis dato abdecken, ich merke beim Schreiben dieser Zeilen, wie viele Themen ich ausgelassen habe (das neue Verhältnis zu meinen Freunden/ Familie in Deutschland, der ganz neue Blick auf die Rückkehr und das obligatorische Studium, Behindertenarbeit etc.), aber ich denke, zumindest mir selber auch einige Anstöße gegeben zu haben, in welche Richtung es im nächsten halben Jahr und danach weitergehen kann. Der verträumte Abiturient aus Lummerland bin ich zumindest nicht mehr ganz so sehr (war ich in dem Ausmaß vielleicht auch gar nie), aber Israel, Arbeit und WG scheinen einen bleibenden Eindruck hinterlassen zu haben. Dieses Jahr bringt mich auf jeden Fall weiter, auch wenn nicht immer so, wie ich mir das gedacht habe (Ivrit lernt sich nicht mal eben so, weil man halt da ist) und ich muss wohl auch noch eine Weile abwarten und wieder in Deutschland sein, um das alles ganz zu überblicken. Vielleicht lerne ich bis dahin auch noch den Begriff „Persönliche Entwicklung“